

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Bei Eröffnung des Testaments fand sich, daß Lambert als Universalerbe eines viel größern Vermögens eingesetzt war, als man vermuthet hatte. Außer einer starken Summe baares Geld enthielt der Koffer noch zahlreiche Eigenthumstitel, Unterpfands-Einschreibungen und Staatsrenten. Dieser Reichthum verblendete Lambert nicht; er wollte ihn durch gute Werke heiligen und schoß eine beträchtliche Summe in die Kasse des Wohlthätigkeitsbureau der Gemeinde. Er ließ gewissenhaft alle jene aufsuchen, die durch den Verstorbenen beeinträchtigt worden, und zahlte ihnen Kapital und Zinsen aus.

Nachdem er so sein Gewissen beruhigt, kehrte er in sein Dorf zurück, wo man von der Veränderung seines Vermögenszustandes noch nichts erfahren hatte. Unterwegs überlegte er ein Vorhaben das seine Frau aus völligem Herzen billigte.

Am folgenden Sonntage nach der Vesper trat Lambert in Bastians Stube, als dieser gerade seiner Frau die Parabel des barmherzigen Samariters vorlas. Bastian wollte aufhören vorzulesen, aber der Weber sagte: „Les weiter. Ich war wohl diesen Morgen in der Predigt, aber Gottes Wort kann man nicht zu oft hören.“

Bastian fuhr fort bis an's Ende, dann sagte er zu Lambert: „Wie geht's?“

Anstatt auf die Frage zu antworten, sagte dieser als spräche er mit sich selbst: „Ja, so eine Samariterseele, oder besser zweie, habe ich auch gefannt, die Del in meine Wunden gossen, und die zu dem, was ich ihnen schuldet, noch neues Darlehen fügten, um mich und meine Familie vor dem Bettelbrode zu bewahren.“

„Na, schrie Bastian, wärmet doch den alten Brei nicht auf!“

„Damals, fuhr Lambert fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, damals gaben die guten Samariter, wovon ich rede, ohne Kampf eine Hoffnung auf, die ihrer Seele theuer war, weil sie ihre Zukunft sichern sollte. Aber der Allmächtige hat diese schöne Handlung mit goldener Schrift in sein Buch geschrieben; durch seine Allmacht wurden auch die Leiden desjenigen der unter die Räuber gefallen war in Freude und Glück verwandelt; hätte er dann der barmherzigen Samariter vergessen, so wäre er ihrer Liebe nicht werth gewesen; allein er und seine Frau baten Gott, Er wolle es ihm gnädig gelingen lassen, heinzuzahlen Kapital und Zinsen, an Geld wie auch an Liebe. Sein und seines Weibes Gebet ist erhört worden. Dafür sei Gott gelobt in Ewigkeit.“ Und mit diesen Worten stand der Weber auf, zog aus seiner Rocktasche ein dickes

Papier heraus, legte es auf den Tisch und sagte: „Behüt' euch Gott,“ und ging zur Thüre hinaus.

„Frau, sagte eine Weile nachher Bastian, was wollte denn Lambert sagen; hast du ihn verstanden?“

„Nein, aber sieh doch einmal nach, was er dahin gelegt hat.“

Nach Prüfung ergab sich, daß es ein förmlicher Schenkungsakt zu Gunsten der Eheleute Bastian war, aller Güter, welche dem Adersmann Martin gehört hatten.

Das Schriftstück fiel ihm aus den Händen, er sah Katherine an, als wenn es in seinem Kopfe spuckte, und er sagte: „Verstehst du's?“

„Das ist ja sonnenklar, erwiderte sie; wie aber diese Schrift in Lamberts Hände gekommen, und was es damit zu bewenden hat, das kann er allein, nach Gott, wissen und erklären.“

Bastian bejann sich einen Augenblick, steckte die Schrift in seine Tasche, sprang zur Thüre hinaus und stürzte wie eine Bombe in's Zimmer des Webers, und warf das gestempelte Papier auf den Tisch mit den Worten: „Sagt mir doch, was das bedeutet: Seid Ihr närrisch geworden oder wollt Ihr mich zum Besten haben? Antwortet.“

Als die Eheleute Lambert ihn so aufgereizt sahen, baten sie ihn sich zu beruhigen und kündigten ihm den Tod ihres Bruders in der Stadt, und die unverhoffte Aenderung in ihren Vermögensumständen an. Dann ergriff Lambert Bastians Hand und sagte: „Ich danke täglich dem lieben Gott, mir die Mittel gegeben zu haben, meinem treuesten Freunde meine Erkenntlichkeit zu beweisen. Der Käufer der Güter Martins, die Ihr ehedessen wünschtet, hat mir dieselben mittelst eines geringen Gewinnstes abgetreten, versaget mir doch durch Abschlag das Glück nicht, das ich empfinde, Euch dieselben als Schenkung zu geben. Gebt mir eine Quittung für das Kapital und die Zinsen die ich Euch schuldig bin, und ich bleibe dennoch mein Lebtag Euer Schuldner.“

Der Dichter und der Bauer.

Ein junger Mensch ging längs des Waldes, der Markkirch von Rappoltsweiler trennt, und, ungeachtet der eintretenden Nacht und des jeden Augenblick dichter werdenden Nebels, schritt er nur langsam voran ohne auf Zeit oder Stunde zu achten.

Seine grauen Kleider, seine hirschledernen Kamaschen, eine schöne an der Schulter hängende Flinte, hätten ihn für einen ausgemachten Jäger halten machen, hätte nicht das Buch, das aus seiner Jagdtasche herauschaute, den Grübler verrathen, der auf der Jagd eher die Einsamkeit als die Fährte des Wildes suchte. Seit einigen Augenblicken waren ihm seine Familie und die in Paris zurückgelassenen Freunde vor Augen geschwebt. Er erinnerte sich an das durch seine Sorgfalt mit fantastischen Kupferstichen, seltenen Gemälden und kostbaren Standbildchen prächtig ausgeschmückte Kabinet; an die Lieder, welche seine Schwester zu singen pflegte; an die Verse, die er beim Abendlichte vordellamirte; an die langen Unterhaltungen, wo jeder mit Vertrauen seine innigsten Empfindungen mittheilte, die nacheinander geprüft und in begeisterten oder herzlichen Worten übersezt wurden.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, war Arnold von Münster herangegangen, ohne auf die besetzte Straße zu achten; endlich wurde er aus seinen Träumereien aufgeweckt durch den in seinem Regen fallenden Nebel, der seinen Jagdanzug durchnäßte: er wollte rascher gehen; allein durch die Umwege des Waldes verirrt, suchte er umsonst auf den rechten Weg zu kommen. Der Tag hatte sich geneigt, der Regen fiel dichter und er fuhr fort auf gut Glück in unbekannte Wege einzubiegen. Schon fing er an den Muth zu verlieren, als Schellenklang in seinen Ohren erkündte. Auf einer Seitenstraße erschien ein Gefährte von einem Fuhrmann geleitet, das sich gegen die Kreuzstraße bewegte, wo er soeben angekommen war.

Arnold ließ den Fuhrmann herankommen und fragte ihn wie weit er von Sersberg sei.

— Von Sersberg! wiederholte der Kärner; Sie werden doch, wie ich hoffe, dort nicht übernachten wollen?

— Um Verzeihung, versetzte der junge Mann.

— Im Schloß von Sersberg? wiederholte erstaunt ersterer. Da müssen Sie eine Eisenbahn zu Ihrer Verfügung haben! Von hier bis dorthin sind sechs gute Stunden, und bei dieser Witterung kann man wohl zwölf annehmen.

Arnold schrie laut auf. Er hatte das Schloß am Morgen verlassen und glaubte sich nicht so weit davon entfernt zu haben.

Aus seinen Erklärungen sah der Bauer, daß er seit einigen Stunden einen leken Weg eingeschlagen, und sich immer mehr von Sersberg entfernt hatte. Es war zu spät um diesen Irrthum gut zu machen: das nächste Dorf war eine Stunde weit entfernt, und Arnold kannte dessen Weg

nicht; übel oder wohl mußte er das Obdach annehmen, das ihm sein neuer Gespan anbot, dessen Meierhof glücklicherweise nur einige Büchsen-schüsse weit war.

Er schlug den Schritt des Kärners an und suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; allein Moser war kein Schwäger und schien den gewöhnlichen Empfindungen des jungen Mannes ganz fremd zu sein, und als dieser ihm den herrlichen von der untergehenden Sonne errötheten Horizont zeigte, der sich ihren Augen beim Heraus-treten aus dem Walde darbot, begnügte er sich das Gesicht zu verziehen.

— Schlechtes Wetter für Morgen! murmelte er indem er seinen Mantel über die Achseln zog.

— Von hier aus muß man die ganze Berg-lehne sehen, sagte Arnold, der die Finsterniß, welche den untern Theil des Hügels umwölkete, zu durchdringen suchte.

— Ja freilich, sagte Moser und schüttelte den Kopf; der verwünschte Abhang ist hoch genug dazu! Das ist nun eine Erfindung die nicht Vielen nützet!

— Welche Erfindung?

— Nun doch! die Berge.

— Es wäre Ihnen also lieber, wenn Alles Ebene wäre?

— Der tausend! welche Frage, erwiderte der Pächter lachend. Ebensoviele hieße mich fragen, ob ich nicht vorzöge meine Pferde nicht abzuschinden.

— Wichtig, sagte Arnold, verächtlich ironisch; ich dachte nicht an die Pferde! Der liebe Gott hätte doch wohl daran denken sollen als er die Welt erschuf.

— Der liebe Gott, ich weiß nicht, versetzte Moser ruhig; die Ingenieure aber hätten gewiß Unrecht es bei Anlegung einer neuen Straße zu vergessen. Das Pferd ist der beste Freund des Ackersmannes, mein Herr..., ohne die Ochsen zu verachten, die auch ihren Werth haben.

Arnold sah den Bauer an.

— Sie sehen also von Allem was Sie umgibt nur die nützliche Seite? fragte er ernst: der Wald, die Berge, das Gewölk, Alles dies spricht Sie nicht an? Sie haben also niemals die untergehende Sonne bewundert oder die Beleuchtung des Waldes durch die Sterne, wie es wirklich statthat?

— Ich? entgegnete Moser; nun wohl, glauben Sie denn, daß ich Kalender mache? Was würde mir das Leuchten ihrer Sterne und ihre untergehende Sonne eintragen? Die Hauptsache ist, soviel zu verdienen, daß man seine drei Wahlzeiten halten und den Wagen wärmen kann.

Beliebt dem Herrn ein Schlüßchen Kirschwasser? es kommt aus dem Badischen. Er reichte eine kleine umflochtene Flasche dem Arnold, der mit der Hand dankte. Die wirkliche Grobheit des Bauers hatte sein Bedauern und sein höhnisch-stolzes Wesen erweckt. Waren diese Unglücklichen wohl auch Menschenkinder, welche nur die Arbeit kennen und mitten in der Natur dahingleben ohne sie zu bewundern und deren Seele sich nie über die reellsten und nächsten Gefühle erhebt?

Je mehr er darüber nachdachte, je mehr kam ihm die Poesie als das Privilegium gewisser auserlesener Klassen vor, während die andern zufällig und einformig dahingleben.

Diesen Gedanken zufolge behandelte er seinen Führer mit einer gewissen verächtlichen Kälte und hörte er auf, sich mit ihm zu unterhalten. Moser ward dadurch weder betroffen, noch entrüstet; er fing an ein Liedchen zu pfeifen, das er bisweilen durch ein kurzes Antriebswort an seine Pferde unterbrach.

So kamen sie am Gehöfte an, wo sie der Schellenton ankündigte. Ein Knabe und eine Frau erschienen zugleich unter der Thüre.

— Ah! es ist der Vater! schrie die Frau, indem sie sich gegen das Innere des Hauses wendete, wo sich die Stimmen mehrerer Kinder vernehmen ließen, die sich eilends um den Bauer scharten.

— Nur Geduld, liebe Kinder! unterbrach sie dieser durch seine rauhe Stimme, indem er von seinem Karren einen zugedeckten Korb herabholte: lasset den Fritz ausspannen.

Allein die Kinder fuhrn fort den Bauer zu umringen und sprachen alle zumal. Er lieblosete eines nach dem andern, als er plötzlich mit einer gewissermaßen ängstlichen Hast fragte: Wo ist der Johann?

— Da bin ich, Vater, da, antwortete eine zarte gebrochene Stimme von der Thüre des Pacht-hauses her; die Mutter will nicht, daß ich bei diesem Regenwetter hinausgehe.

— Bleibe, bleibe, versetzte Moser, indem er die Stränge auf die ausgepannten Pferde warf; ich komme zu dir, Herzenssöhnchen; gehet alle hinein, damit er nicht veranlaßt werde, herauszukommen.

Die drei Kinder zogen sich auf die Thürschwelle zurück, wo der kleine Johann sich an die Mutter geschmiegt hatte.

Er war ein armes, so verwachsenes Bübchen, daß man beim ersten Anblick weder sein Alter noch die Natur seiner Gebrechlichkeiten errathen konnte. Sein ganzer durch Krankheit verkrümm-

ter Körper bildete eine sozusagen hin- und hergebogene Linie. Sein allzugroßer Kopf steckte zwischen den zwei ungleichen Achseln und sein Körper ruhte auf zwei kleinen Krücken, die seine geschwundenen Füße erregten, welche ihn nicht hätten tragen können.

Beim Herannahen des Vaters streckte er seine mageren Hände mit einem Freude- und Liebesausdruck empor, welcher sein durchsüchtes Gesicht verklärte. Moser hob ihn mit seinen kräftigen Armen in die Höhe und stieß einen gefühlvollen Glücksruf aus: So komm denn, mein Schätzchen, schrie er, umarme den Vater — mit beiden Armen — recht stark. — Wie ist ihm denn seit gestern gewesen?

Die Mutter schüttelte den Kopf: — Ah! der immervährende Husten, sagte sie leise.

— Es ist nichts, Vater, sagte das Kind mit seiner gebrochenen Stimme; der Ludwig hatte mich in meinem Wägelchen zu weit geführt; aber es ist mir wohl, sehr wohl; ich fühle mich stark wie ein Mann.

Der Bauer stellte ihn behutsam auf den Boden, gab ihm seine Krücken und sah ihn mit Wohlgefallen an.

— Findest du nicht auch, Mutter, daß er wächet? fragte er wie ein Mann der ermutigt werden will. Gehe ein wenig, Johann; geh, mein liebes Kind! er geht schneller und kräftiger; es wird schon kommen, gut, es bedarf nur ein wenig Geduld.

Die Frau antwortete nichts, allein ihre Blicke ruheten auf dem kränklichen Kinde mit einem so hoffnungslosen Ausdruck, daß Arnold zusammenfuhr. Glücklicherweise merkte es Moser nicht.

— Nun herbei, liebe Kinder, sagte er, und öffnete den Korb. Es gibt für Jedermann. Reichet mir ordentlich die Hände.

Der Bauer brachte drei gelbgebäckene Bröbchen aus dem Korb; drei Freundschreie ließen sich auf einmal hören und sechs Hände reichten darnach; allein alle hielten wie auf ein Kommando inne.

— Und Johann? fragten die Kinder.

— Zum Kukuk, versetzte fröhlich Moser; diesen Abend habe ich nichts für den Johann, er wird ein andermal seinen Theil bekommen.

Allein das Kind suchte sich lächelnd in die Höhe zu richten um in den Korb zu schauen. Der Vater ging einen Schritt zurück, machte den Deckel auf, hob feierlich den Arm in die Höhe und zeigte den Kindern einen mit Mandeln besetzten und mit rothen und weißen Zuckertörnern verzierten Lebluchen. Der Bewunderungsruf war allgemein. Der gute Johann selbst mischte

seinen Glücksschrei daren: eine leichte Röthe überflog seine bleichen Züge, und er streckte die Hände mit einem freudevollen Begierde-Ausruf hervor.

— Ah! das gefällt dir, lieber Herzkäfer, sagte der Bauer, der Theil an der Freude des Kindes nahm: greif' zu, mein Lieber, greif' zu, er ist aus lauter Zucker und Honig.

Er gab den Lebluchen dem kleinen Unglücklichen, der vor Freude zitterte, sah ihm nach wie er fortging und wandte sich dann an Arnold:

— Das ist mein Aeltester, sagte er mit bewegter Stimme, er hat das Unglück mißgestaltet zu sein, allein er ist fein wie Agath, und es wird nur an uns liegen, einen Herrn aus ihm zu machen.

So plaudernd hatte Moser seinen Gast durch ein Zimmer in den Speisesaal im Bodengeschosß geführt, dessen geweißte Wände mit einigen schlecht gemalten Bildern geschmückt waren. Beim Eintritt sah Arnold den Johann mitten unter seinen Geschwistern am Boden sitzen und den vom Vater mitgebrachten Lebluchen unter sie austheilen. Jedes fand seinen Theil zu groß und der Buckelige konnte sie nur mit Mühe bereden, die Theile anzunehmen, wie er sie gemacht hatte. Der junge Jäger sah diesem Kinderhantieren einige Zeit mit besonderm Interesse zu, dann äußerte er der Hausfrau seine Verwunderung darüber, nachdem die Kinder hinausgegangen waren.

— Gewiß, sagte sie mit lächelndem Seufzen, gibt es Stunden wo man glauben möchte, daß Johann's Gebrechlichkeiten ihnen zu gute kommen: unter sich gibt keines nach, dem Johann aber kann keines etwas abschlagen; es ist gleichsam eine fortwährende Uebung von Gefälligkeit und Ergebung.

— Sieh doch! die schöne Tugend! unterbrach Moser. Wer könnte wohl einem Unschuldigen, so hart Geprüften etwas versagen? Es ist einfältig von einem Mann es zu sagen; allein dieses Kind, wie Sie es da sehen, mein Herr, lockt mir allzeit Thränen in die Augen! Oft wenn ich im Felde arbeite fällt er mir ein; und ich sage zu mir: der Johann ist krank, oder: er ist todt! und dann, so arg auch die Arbeit pressirt, muß ich einen Vorwand finden, um nach Hause zu gehen und zu sehen wie's geht. Auch, sehen Sie, ist er so schwach und so leidend! wenn er nicht lieber wäre als die andern, wäre er zu unglücklich.

— Ja gewiß, setzte die Mutter leise bei; die arme Kreatur ist zugleich unser Kreuz und unser Glück; ich liebe alle meine Kinder, wenn ich aber

die Krücken des Johann höre, so fühle ich jedes Mal eine gewisse Freude: es zeigt an, daß der liebe Gott das gute Kind noch nicht zu sich gerufen hat. Der Johann scheint dem Hause Glück zu bringen, wie die Schwalben die an den Fenstern nisten: wenn ich ihn nicht zu verpflegen hätte, würde ich glauben nichts zu thun zu haben.

Arnold hörte diese treuherzigen Ausdrücke der Zärtlichkeit mit einer theilnehmenden Verwunderung an. Die Pächterin rief eine Magd herbei, um ihr beizustehen den Tisch herzurichten, und auf Mosers Einladung näherte sich der junge Mann dem Feuer, das man frisch angezündet hatte.

Da er sich auf den rauchenden Kaminschoosß stemmte, erblickte er in einem kleinen Rahmen ein gedörktes Blatt. Moser nahm es wahr.

— Ah! Sie betrachten meine Reliquie, sagte er lachend: Es ist ein Blatt der Trauerweide, die dort unten auf dem Grabe des Alten wächst... Ich habe es von einem Straßburger Kaufmann erhalten, der in der alten Garde gedient hat. Ich gäbe es nicht für hundert Thaler.

— Sie heften also eine besondere Idee daran? fragte der Jäger.

— Idee, nein, erwiderte der Bauer; allein ich habe auch im 14ten Husarenregiment gedient, ein tapferes Regiment, mein Herr, das bei Montmirail ordentlich mitgenommen wurde: es waren nur noch acht Mann von unserer Schwadron übrig; auch hat uns der kleine Corporal, als er vor der Fronte vorbeiritt, gegrüßt... ja, mein Herr, mit seinem Hut gegrüßt! Beim Donner! da hätten sich alle bis auf den letzten zusammenhauen lassen, sehen Sie. Nun, er war der Vater der Soldaten.

Jetzt fing der Bauer an seine Pfeife zu stopfen indem er den schwarzen Rahmen und das ausgetrocknete Blatt betrachtete. Für ihn lag unstreitig in dieser Erinnerung ein ganzer Roman von Jugend, Gefühle und Bedauern. Er erinnerte sich an die letzten Kämpfe des Kaiserreichs, denen er beigewohnt hatte; an die Musterungen, welche der Kaiser hielt, zur Zeit als seine Gegenwart noch an den Sieg glauben machte; an die vorübergehenden Vortheile des glorreichen Feldzugs von Frankreich, welche durch die Niederlage von Waterloo alsbald zernichtet wurden; an den Abzug des großen Besiegten und an seine langen Leiden auf der Insel St.-Helena. Alle diese Thatfachen zogen nacheinander vor der Einbildungskraft des Pächters vorbei und seine Stirne faltete sich; er drückte stärker mit dem Daumen auf die schon lang gestopfte Pfeife und pff

zwischen den Zähnen einen Marsch seines ehemaligen Regiments. Arnold sah dieser Beschäftigung des alten Soldaten still zu und wartete bis er von selbst zu reden anfangen würde. Das aufgetragene Nachtessen entriß ihm diesen Träumereien; er stellte einen Stuhl an den Tisch für seinen Gast und setzte sich ihm gegenüber.

— Also zur Suppe, sagte er barsch; ich habe seit diesen Morgen nichts als ein Stück Brod und zwei Schläcke Kirchenwasser genossen, ich könnte diesen Abend einen Ochsen verschlingen, ohne ihn zu kauen: Um seine Aussage zu beweisen, fing er alsbald an seine große Schüssel voll Specksuppe auszuleeren.

Einige Augenblicke hörte man nichts als den Lärm der Löffel, worauf jener der Messer folgte, welche das Viertel geräuchernten Speck ver schnitten, den die Wirthin aufgetischt hatte. Das Marschiren und die freie Luft hatten Arnolds Hunger so geschärft, daß er alle seine Pariser Leckerbissen vergaß. Mosers Speck schien ihm einen unbekanntem Wohlgeschmack zu haben, und sein Bauernwein reizte ihn zum essen um besser zu trinken, und zu trinken um besser zu essen. Das Nachtessen wurde immer lustiger als der Bauer auf einmal den Kopf erhob, wie wenn ihm plötzlich etwas eingefallen wäre.

— Und der Farraut? fragte er; ich habe ihn seitdem ich zurück bin nicht gesehen.

Die Pächterin und die Kinder sahen einander an ohne zu antworten.

— Nun, was will das heißen! fuhr Moser fort, der ihre Verlegenheit gewahr wurde; wo ist der Hund? Was ist vorgefallen? Antworte doch, Dorothee!

— Erzürne dich nicht, Vater, unterbrach Johann; man hatte das Herz nicht, es dir zu sagen: Der Farraut ist fortgegangen und nicht wieder gekommen.

— Alle Wetter! warum es mir nicht sagen, versetzte der Bauer indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. Welchen Weg hat er genommen?

— Nach den Kaninchengehägen.

— Wann das?

— Nach dem Frühstück haben wir ihn den schmalen Weg hinauflaufen gesehen.

— Es muß ihm etwas widerfahren sein, sagte Moser und stand auf. — Das unglückliche Thier sieht fast nichts, und den ganzen Weg hin gibt es Sandgruben! Geh, Frau, hole mir meinen Ueberrock und eine Laterne; ich muß den Farraut todt oder lebendig finden.

Dorothee ging hinaus ohne Bemerkung über die Stunde oder das schlechte Wetter zu machen, und brachte bald das Verlangte.

— Sie halten also sehr an diesen Hund? fragte Arnold, erstaunt über einen solchen Eifer.

— Nicht ich, erwiderte Moser indem er seine Pfeife ansteckte; aber er hat Dorotheen's Vater wichtige Dienste geleistet. Als dieser einst mit dem Erlös seiner Ochsen von Lapoutroie kam, überfielen ihn vier Diebe um ihm das Geld zu nehmen, und ohne Farraut wäre er verloren gewesen: auch als er vor zwei Jahren gestorben, ließ mich der brave Mann an's Bett rufen und bat mich, den Hund wie eines seiner Kinder zu verpflegen. — Das war sein letztes Wort. — Ich habe es ihm versprochen und es wäre schlecht, wenn ich mein einem Sterbenden gegebenes Wort nicht hielte. — He da! Friß, gib mir meinen beschlagenen Stock . . . Ich möchte nicht um alles in der Welt, daß dem Farraut ein Unglück begegnet wäre. — Dies Thier ist seit zwanzig Jahren in der Familie, es kennt uns alle an der Stimme, und dann erinnert es an den Großvater. — Nun geschwind, Frau, die Laterne. Auf Wiedersehen, mein Herr, und ruh'same Nacht bis morgen.

Moser hüllte sich in seinen Ueberrock und ging fort. Man hörte den Lärm seines beschlagenen Stockes ohnerachtet des Sturmes und des heftigen Regens.

Nach einer kleinen Weile schlug die Pächterin den Jäger vor, ihm sein Schlafgemach zu zeigen; allein dieser erbat sich die Erlaubniß die Rückkehr des Hausvaters zu erwarten, wenn dies nicht zu lange dauern würde. Er fing an diesem Manne, der ihm anfangs so gemein vorkam, und dieser einfachen Familie, deren Leben er so werthlos geglaubt hatte, gewogen zu werden. Doch die Abendstunden verflossen und Moser kam nicht zurück. Die Kinder waren eins nach dem andern eingeschlafen, und Johann sogar, der am längsten ausgehalten, mußte sich zu Bette legen. In ihrer Besorgniß ging die Wirthin aus der Stube an die Hausthüre und kam zurück ohne etwas gesehen zu haben. Arnold suchte ihr Muth einzulösen; allein das Warten erhitzte ihre Einbildung; sie klagte Moser an, weder seine Gesundheit zu schonen noch eine Gefahr zu scheuen, mit einem Worte sich allzeit für andere aufzuopfern; Niemand leiden sehen können, ohne alles zu wagen, um ihm Hilfe zu leisten, und so wie sie ihre Klagen mehrte, welche sonderbar einem Lobspruche glichen, wurde ihre Besorgniß heftiger. So schwebten ihr tausenderlei unglückliche Ahnungen vor Augen: Am Vorabend hatte der Hund die ganze Nacht geheult; eine Nachtwale hatte sich auf das Dach des Meierhofes gesetzt; es war ein Wittwoch, ein gewöhnlicher Unglücks-

tag. Ihre Angst war so gestiegen, daß der junge Jäger ihr vorschlug, ihrem Manne entgegen zu gehen, und sie daran war Fritz aufzuwecken, um sie zu begleiten, als sich Schritte im Dunkeln vernehmen ließen.

— Es ist Moser! sagte die Wirthin ganz kurz.

— Holla! mache schnell auf, Frau, schrie der Pächter von außen.

Sie ging eilends aufriegeln, und Moser trat ein mit dem blinden Hunde in den Armen.

— Hier ist er, sagte er freudenvoll; Gott steh mir bei! hab' ich doch geglaubt, daß ich ihn nicht finden würde: das gute Thier ist bis in den Abgrund der Steingrube gerollt.

— Und dort hast du ihn geholt? fragte Dorothee erschrocken.

— Sollte ich ihn drunten lassen, um ihn morgen ertrunken zu finden? erwiderte der alte Soldat. Ich bin am großen Damm hingerutscht und habe ihn wie ein Kind in meine Arme genommen: die Laterne ist dabei geblieben.

— Aber, Unglücklicher! du hast dein Leben ausgefetzt! versetzte Dorothee, die bei dieser Erzählung zu zittern anfang.

Moser zuckte mit den Achseln.

— Nun doch, sagte er mit einer leichtsinnigen Freude: Wer nichts wagt, gewinnt nichts; ich habe den Farrant gefunden, das ist die Hauptsache. Wenn uns der Großvater von oben zusieht, hat er gewiß Freude an uns. Diese fast gleichgiltig gemachte Bemerkung rührte Arnold, und er reichte lebhaft dem Bauer die Hand.

— Was Ihr da gethan, beweist ein gutes Herz, sagte er gerührt.

— Was? weil ich einen Hund vom Ertrinken gerettet? erwiderte Moser. Wahrlich, Hund und Menschen habe ich, Gott sei Dank, seit ich lebe manchem aus der Noth geholfen; doch war die Witterung manchmal besser als heute. Höre doch, Frau; es soll irgendwo ein Glas Cognac sein; bringe die Flasche her, daß ich mich innerlich erwärme: nichts trocknet besser, wenn man naß ist.

Dorothee brachte die Flasche und Moser trank auf die Gesundheit ihres Gastes; dann begab sich Jedermann zur Ruhe.

Am folgenden Morgen war das schöne Wetter wiedergekommen: der Himmel war heiter und Vögel sangen auf den noch feuchten Baumästen.

Als Arnold vom Speicher, wo man ihn ein Bett zugerichtet hatte, herabstieg, fand er bei der Thüre den Farrant, der sich in der Morgensonne wärmte, und den Johann, der ihm ein Halsband von Hagenbutten machte; in der ersten Stube trank der Bauer mit einem Bettler, der

seine wöchentliche Gabe holte; Dorothee war mit dem Füllen seines Zwerchfackes beschäftigt.

— Nun denn, alter Heinrich, noch einen Schluck, sagte Moser und füllte das Glas des Dürftigen; ihr müßt euch stärken um eure Runde machen zu können.

— Bei euch fehlt's aber nicht daran, erwiderte der Bettler; es gibt wenig Häuser in der Pfarrei die Einen besser empfangen als Ihr; in keinem aber theilt man mit so gutem Herzen mit.

— Still, still, alter Heinrich, unterbrach ihn Moser; wiederholt man denn solche Sachen! Trinket und überlasset dem lieben Herrgott über eines Jeden Werke zu urtheilen. Ihr habt auch gedient, Ihr; wir sind alte Kriegstameraden.

Der Greis begnügte sich, den Kopf zu schütteln und trank auf die Gesundheit des Pächters; allein man sah, daß ihm die Zärtlichkeit womit ihm die Unterstützung gereicht ward, mehr zu Herzen ging als die Gabe selbst. Als er Abschied genommen, sah ihm Moser nach bis er außer Gesicht war; dann athmete er frisch auf und sagte: — Auch noch ein alter Krieger auf dem Pflaster. — Sie können mir glauben, mein Herr, sagte er zu Arnold; wenn ich so einen alten schwachen Mann sehe, der von Haus zu Haus sein Brod betteln muß, da dreht sich Alles in mir herum! Ich möchte sie alle beherbergen können und ein Glas mit ihnen leeren, wie so eben mit dem alten Heinrich. Es ist trostreich zu glauben, sehen Sie, damit Einem bei solchen Scenen nicht übel werde, daß da oben ein Land ist, wo diejenigen, die hinieden ihr Tägliches nicht hatten, doppelte Ration und doppelten Sold erhalten werden.

— Ah! sagte Arnold, diese Hoffnung muß man gut verstehen: sie allein hält den Muth aufrecht und tröstet. Ich werde lange die Stunden nicht vergessen, die ich bei Ihnen zugebracht habe, und hoffe, daß es die letzten nicht gewesen sein werden.

— Wie Sie wollen, sagte der alte Soldat; wenn das Bett oben Ihnen nicht zu hart ist und Sie den geräucherten Speck gnt verdauen, kommen Sie ohne weiters wieder, Sie werden allzeit willkommen sein.

Er drückte dem jungen Menschen die Hand, zeigte ihm den zu befolgenden Weg, und blieb unter der Thüre stehen bis er ihn nicht mehr sah.

Arnold marschirte einige Zeit gesenkten Hauptes; als er aber den Gipfel des Hügels erreicht hatte, wandte er sich um, einen letzten Blick zurückzusenden, und als er den Raminrauch des Pachtguts erblickte, füllte eine Thräne der Rührung sein Auge.

— Möge der Himmel allezeit diejenigen beschützen die unter diesem Dache wohnen und besonders denjenigen, der ihre Stütze ist! betete er für sich halbblaut; denn da wo mich der Hochmuth nur Kreaturen sehen ließ, welche die Partgefühle der Seele nicht zu kennen im Stande sind, da habe ich Muster für mich selbst gefunden. Ich hatte das Innere nach dem Aeußern beurtheilt und die Poesie abwesend geglaubt, weil sie in den Herzen verborgen war, anstatt sich auswendig zu brüsten: ungeschickter Beobachter, stieß ich mit dem Fuße weg, was ich als grobe Kieselsteine ansah ohne zu errathen, daß unter denselben Diamanten seien.

Das Kind der Grenadiere der Kaisergarde.

(Mit einer Abbildung)

Ich war eines Abends bei einem unserer berühmtesten Generale, dem mehrere Personen einen Besuch machten, ob es schon kein Empfangstag war. Wir saßen am Kamin und führten ganz vertrauliche Gespräche, als man Hrn. Ludwig Jacquot ankündigte, und ein junger Marine-Offizier von ausgezeichnetem Benehmen eintrat. Sein sonderbarer Name contrastirte so mit seinen Manieren, und der General und seine Gemahlin empfingen ihn so liebevoll, daß Jedermann aufmerksam auf ihn wurde und ihn günstig beurtheilte. Er war ein schöner junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren; seine Gesichtsfarbe war durch den Seedienst gebräunt, seine großen schwarzen Augen und sein offenes Wesen verriethen einen entschlossenen Charakter. Sein Anzug war ebenso bemerkenswerth als seine Person. Ein Schiffsfähndrich kann mit seiner Uniform keinen großen Aufwand machen, allein jene des Hrn. Jacquot war in jeder Hinsicht so fein verfertigt, daß man es sehen mußte. Der junge Offizier mußte etwas ganz besonders Anziehendes an sich haben, denn die Aufmerksamkeit, die er erregt hatte, dauerte länger als gewöhnlich bei neu Ankommenden, und durch einen ziemlich auffallenden Zufall fielen Aller Augen auf einen Theil seines Anzugs der mit dem Uebrigen gar nicht harmonirte. In der That auf seinem neuen Hut befand sich eine ganz abgeschossene und schmutzige Cocarde. Der General bemerkte dies Auffallen, theilte es seiner Gemahlin mit, die durch ein mildes Lächeln darauf

antwortete. Hr. Jacquot sah die Bewegung und wurde feuerroth; es war nicht aus Scham oder Bestürzung, sondern aus sichtbarer Verlegenheit. Da ihn der General so verwirrt sah, reichte er ihm die Hand und sagte: „Du bist ein guter Mensch, Ludwig.“ Auch die Gemahlin des Generals reichte ihm die Hand auf die er ehrfurchtsvollst seine Lippen drückte.

Diese Scene hatte uns alle in Anspruch genommen und Niemand fiel es ein eine Erklärung davon zu begehren. Durch die Ankunft dieses jungen Menschen war die Unterhaltung abgebrochen worden, und man war allgemein verlegen, dieselbe wieder fortzusetzen, als ein alter Offizier, der den ganzen Abend schweigend zugehört hatte, plötzlich aufstand und zum General in barschem Tone sagte: „Dies ist also Ihr Jacquot, und hier die echte Cocarde!“ Und ohne eine Antwort zu erwarten nahm er den Hut aus der Hand des jungen Menschen und betrachtete ihn aufmerksam; man hätte glauben sollen, er möchte ihn küssen, und eine Thräne rollte über seinen Knebelbart während seines Examens. Dieser neue Zwischenfall erregte Aller Neugierde. Man stand auf, betrachtete diese geheimnißvolle Cocarde, und Einige forderten den General auf, eine Erklärung hierüber mitzutheilen. Ach! das ist eine ganz einfache Geschichte. — Es ist eine herrliche Geschichte, erwiderte der alte Offizier; wenn die Frau Generalin dieselbe diesen Herren und Damen zu erzählen geruhete, sie würde gewiß Alle bis zu Thränen rühren. Man hielt an, die Generalin willigte ein, der junge Offizier fügte sich in seine Rolle, und hier folgt die Geschichte:

Bei der Zusammenkunft Napoleons und Alexanders wollte ersterer dem letztern die Truppen zeigen, die ihn überwunden hatten und hielt eine große Heerschau. Napoleon durchzog gefällig die Reihen der Kaisergarde, als er plötzlich vor einem Grenadier stehen blieb, den eine Narbe von der Stirn an bis mitten auf den Backen bezeichnete. Er sah ihn einen Augenblick stolz an und indem er ihn dem Kaiser Alexander zeigte, sagte er: „Was halten Sie von Soldaten, die solche Wunden aushalten?“

— Was halten Sie von den Soldaten, die solche machen? erwiderte mit großer Geistesgegenwart Alexander.

— Diese sind todt, sagte der alte Grenadier gravitatisch, und durch dies erhabene Wort nahm er Theil an der Unterhaltung der zwei mächtigsten Monarchen der Welt.

Alexander, dessen Frage Napoleon verwirrt hatte, wandte sich dann gegen ihn und sagte schmeichelhaft: „Sire, Sie sind überall Sieger.“